

Pommerische Heimat

Monatsbeilage zum Pommerischen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pomm. Genossenschaftsblattes Kaiser-Wilhelm-Str. 1, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 9.

Auflage

Stettin, im Oktober 1920.

14 600

9. Jahrg.

Aufruf!

Seit Jahrzehnten gefährden Unverstand und Mißachtung die deutsche Heimat. Die natürlich gewachsene und geschichtlich gewordene Eigenart unserer Umwelt ist seit der Gründerzeit im Schwinden, weil ohne Notwendigkeit die mannigfaltigen Bildungen der Landschaft verlegt und ausdrucksvolle Werke der Vorfahren vernichtet werden.

Wie fürchtbar ein plötzliches, gewaltames Zerstören des vertrauten Heimatbildes uns treffen würde, das hat der Weltkrieg wohl viele Kämpfer und manche Dabeimgeliebene tief empfinden lassen. Und Tausende hat darum das brennende Verlangen ergriffen, unsere Heimat, die unersehbliche Kraftquelle unseres Volkstums, vor jedem rohen Eingriff zu schützen. Auch ließ uns der Zusammenbruch den Trost, daß unser Land im Ganzen vor unmittelbarer Kriegsverwüstung bewahrt blieb. Und dennoch:

die Heimat ist in Gefahr wie nie zuvor.

Nicht hereinbrechende Vernichtung droht jetzt — aber Verfall und langsam quälende Verödung. Der Friedensvertrag gefährdet unser Land durch unangemessene Auslaugung der Boden-, Wald- und Wasserkräfte, durch unschätzbare Verarmung an Kulturgut und Kunstpflege jeder Art. Zu allen Feinden, die der Schönheit unserer Heimat — oft mehr unwissend als böswillig — Abbruch taten, gesellen sich nun in Horden gewissenlose Emporkömmlinge. Bar jeder Empfindung für Gemeinwohl und Recht, taub gegen die feinen Stimmen, mit denen Natur und Kunst zu offenen Sinnen sprechen, aber ausgerüstet mit großen Mitteln, können sie durch Prassen und Proken deutsche Arbeit vergiften, durch skrupellosen Raubbau deutsches Land entstellen. Und doch wissen wir:

Unser Schatz in der schlimmsten Not ist die Heimat.

In der Anschauung ihrer Werte erholen wir uns zum Mut unverzagten Wirkens. Liebe zum Gewachsenen, Ehrfurcht vor den Gestalten in ihr können den Grund legen zur Erziehung einer tüchtigen Jugend, zu einem freudigen Schaffen in Handwerk, Industrie und Kunst. Die Riesenarbeit der notwendigerweise unendlich verstärkten Bewirtschaftung unseres Landes braucht nicht zur Verwüstung der Heimat zu führen, wenn Kenntnis der heimatklichen Bedingungen und Verständnis der heimatklichen Art die Leitung haben.

Abwenden müssen wir uns allerdings von jedem Hang zu Prunk im Neukern und Schund im Hause, von achtloser Vergendung des Erbteils an Natur, deren Unberührtheit unersehblich, und an Menschenwerk, dessen Zeitform unnachahmlich ist; abwenden müssen wir uns von jener brutalen Betriebsamkeit, die über materiellen Mitteln den schlichten Sinn des Lebens vergiftet.

Aufleben muß unser altes, reines Naturempfinden, aufleben schöpferische Freude auch des bescheidensten Arbeiters an der Güte seines Werkstückes, wenn unter Verzicht auf breiten Wohlstand das Dasein in Deutschland lebenswert sein soll. Das aber kann es werden in der größten Einfachheit — durchwärmt von der bewußten Freude am Besitz der räumlichen und geistigen Heimat.

Und das geht alle Deutsche ohne Ausnahme an:

es ist ein Ziel, erhaben über verbohrten Klassenhaß und zersplitterndes Parteigezänk. Mit reichem Lebensgefühl kann es unsern armseligen Werkeltag durchdringen, seine Bitternis überwinden und zerrissenes Deutschtum sammeln. Uns schreckt die Armut nicht, uns bleibt die Hoffnung, wenn es unser gemeinsames Ziel wird, so das Leben zu gestalten, so den Wiederaufbau zu begründen.

Wer so denkt, soll an der Heimatschutz-Arbeit teilnehmen.

Er wird eingeladen zum Eintritt in den Landesverein seiner engeren Heimat oder in den zusammenfassenden Deutschen Bund Heimatschutz. Die Landesvereine leisten im engeren Raume selbständig die unmittelbare Einzelarbeit. Der Bund aber muß sammeln und vermitteln, er muß die nachbarlich zerstreuten Kräfte als eine einheitliche Bewegung erkennen lassen, die im ganzen Reiche und im Verhalten zu gleichen Strömungen in anderen Ländern als eine geistige Macht handeln kann.

Deutscher Bund Heimatschutz.

Berlin NW. 7, Georgenstraße 44.

Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Stettin, Turnerstraße 61.

Vom wahren Reichtum eines Volkes — und was uns nützt.

I.

Deutsche Jugend,
lehre Dich vom Alten!
Wandere zur Natur und Deiner Urväter Art
und baue Dir ein neues Vaterland!

Was ist kostbarer als Gold- und Goldeswert, wertvoller als die kunstvollsten Maschinen — Das ist der Mensch, der Kulturwerke schafft, Maschinen erdenkt und lenkt, der gesunde, kraftvoll gebildete und willensstarke. Darum sind nicht Gold- und Silberbarren, nicht Marmorpaläste, nicht himmelragende Dome, nicht Museen mit bergehohen Kunstschätzen, nicht Zeughäuser mit Kriegsgerät für Millionenheere, auch nicht Milliarden Kriegsbeutegelder, nicht schwimmende Festungen, selbst nicht erdballumspannende Länder der Reichtum eines Volkes, sondern die Menge wohlgebildeter, schaffensfreudiger Männer und Frauen, denen ihrer Väter Land eine wahre Heimstätte bietet, die sie in allen Wechselfällen des Lebens im Herzen tragen. Das lehrt der Auf- und Abstieg aller Völker.

Besitzt unser deutsches Volk diesen Reichtum? Steht unser Volk vor dem Untergang oder vor neuem Aufstieg? — Ein Unwetter mit Blitz und Hagelschlag, wie das Westgeschehen es nicht kannte, ging durch die Welt und entlud sich über uns. Von der Sonnenhöhe eines Welttruhmes stürzten wir in Ohnmacht, Armut und Sklaventetten. Und nun zerklüftet Parteihader das Volk in Palast und Hütte. „Ihr Rechtsstehenden seid schuld am männermordenden Kriege. Eure Machtiger beschwor ihn herauf!“ — „Ihr Linksstehenden trägt die Schuld am Zusammenbruch. Ihr glaubtet blind an Weltfrieden und Völkerveröhnung und zerbrach das deutsche Siegesgeschwert!“ —

Wie zwecklos sind doch diese Vorwürfe. Aber jede Partei scharf ihre Jugend um sich und impft ihr diesen Bruderhaß ein.

Dieser Weg führt Deutschland sicher ins Verderben. Mit zufriedenen Lächeln sehen unsere Gegner diese Selbsterfleischung deutscher Brüder. Ueber allem Parteihader vergißt man die Landesfeinde und die alten Volkschädiger, die am Mark des Volkes nagen und es auszuhöhlen drohen. Klaffende Wunden hatten die Untiere Industriesieber und Mammonsgier schon vor dem Kriege unserm Volkskörper geschlagen. Durch den Krieg und nach dem Kriege wurde der Tanz um das goldene Kalb rasender und allgemeiner. Die Raffgier hat heute ihre Gemeinplätze überall aufgeschlagen und wächst als Profitssucht, Wucher- und Schiebertum wie Pilze in regenschwangerer Sommernacht in allen Volksschichten ohne Scham. Rohheit und Verbrechertum schreiten durch die Gassen. Kinorummel, Negertänze, sittliche Ausschweifungen stinken gleich Nachtschattengewächsen zum Himmel empor. Und neben ungezügelter Genußsucht hocken Elend und Not und Seuchentod. Der Wohnungsmangel pfercht ungezählte Familien nicht nur in Mietskasernen, sondern auch in Baracken, Keller und Ställe. Als „englische Krankheit“ sieht die Hungersnot noch immer bei uns zu Tische und will nicht weichen. Unterernährung, Grippe und Tuberkulose füllen Krankenhäuser und Friedhöfe. Und dann das blutige Gespenst des Brudermordes im Ringen zwischen rechts und links!

Das ist die Luft, in der unsere Jugend aufwächst. Ein Land des Friedens aus unsern Jugendtagen ist der heutigen Jugend unbekannt. Und doch muß die Jugend ein solches Friedensland als Quellenland für Schaffenskräfte und Lebensfreude haben.

Helfen wir, es ihr zu suchen. Reifere Jugend ist ohnehin auf der Suche darnach. Also fort mit allem Parteigeschwätz und Parteigezänk! Und wollen die hakverbohrten Alten von rechts und links von ihren Steckenpferden nicht herunter, dann, deutsche Jugend, laß die Alten mit ihrem gegenseitigen Haß dahinfahren! Vereintigt euch alle in veröhnender Liebe als Genossen eines Volkes. Es gilt euer

Zukunftsland! Hört nicht auf das Geschrei der Gassen: „Wer hat den Krieg entfacht?“ — „Wer hat ihn verloren gemacht?“ Daß sind mißliche Fragen; denkt vielmehr, der Krieg ist ein Unwetter wie Blitz und Hagelwetter gewesen. Folgt dem Beispiel des Bauern. Tut das gleiche wie er, wenn der Blitzstrahl sein Haus in Asche verwandelt und der Hagel seine Saatzfelder zer schlagen hat! Er räumt stumm und emsig die Trümmer weg und baut ein neues Haus. Und den Acker bestellt er mit neuer Saat! Also schließt auch ihr Jungen eure freundeswilligen Hände zur Kette und baut euch ein Neuland der Zukunft. Bahnt euch neue Wege dorthin, aufblickend nach eurer Urväter Art und nach ewigen Sternen der Menschheit. Verelendung Leibes und der Seele. Unwahrhaftigkeit und rohe Genußsucht heißt das wegzurobende Gestrüpp. Geradelinig muß der neue Weg zu natürlichen Lebensverhältnissen zeigen, um zur Natur zurück und zu einem höchsten Gott hinaufzuführen. Bei deinem Leibeshaus beginne, daß es gesund und stark werde als passende Wohnung für eine gesunde Seele. Lebe einfach und werde willenshart, wie deine Urväter es waren, da sie noch in Lehmhütten wohnten. Pflanze die Wahrhaftigkeit als Baum des Lebens in dein Tagewerk und mache keine Verbeugung vor der Lüge der Gesellschaft. Selbst deine Kleidung sei wahr und nach Zweckmäßigkeit gestellt. Meide alle Rauschgäste und verlaß die Steinwüste der Großstädte. Fürchtbar sind die Massengräber des Krieges in Nordfrankreich und Flandern. Doch von den Großstädten geht ein viel schlimmerer Pesthauch des Menschengrabes aus. Langsam aber sicher morden die Städte Geschlecht auf Geschlecht. Wir Menschen sind eben nicht zu Steinhöhlenbewohnern erschaffen. In Urzeitagen war der Mensch ein Waldbewohner, ein Luft- und Lichtgeschöpf, wie es der Landbewohner noch heute ist. Darum, deutsche Jugend, verlaß die quetschende Enge der Städte am besten für immer, wenigstens aber so oft als möglich, wenn des Samstags die Arbeit früher endet, am lieben Feiertag und wenn die Ferien winken. Folge dem Lockruf des Lebenskünstlers Goethe: „Die freie Luft in Wald und Feld, das ist in Wahrheit der Ort, wo wir hingehören. Es ist so, als ob uns dort der lebendige Geist Gottes unmittelbar umweht.“ Zwar kann nur die restlose Durchführung einer deutschen Bodenreform unserm Volke wahre Heimstätten und natürliche und gesunde Lebensverhältnisse schaffen. Bis dahin laß uns wandern! Die Sehnsucht nach unverbrauchter Luft, nach Sonnenschein und hohem Himmelsdom, nach Quellsang und Waldesgrün treibt uns hinaus zum Landfrieden der Dorfbewohner. Wanderer sind Heimatfächer.

Rich. Schirrmann.

Der Turnerstein im Warjower Walde.

Nordwestlich von Stettin erhebt sich das Warjower Hochland, ein buntes Stückchen Erde, auf dem Schluchten und Höhen, Laub- und Nadelhölzer, Acker und Heiden mit dem Auge des schauenden Wanderers ein wechselvolles Spiel treiben. Hier spricht die Herzogseiche zu uns von längst vergangenen Tagen, da Hörnerklang und Meutengetöse den Wald durchhallten, wenn der letzte Sproß vom Greifenstamme, der vierzehnte Bogislaw, hier seine Hofjagd hielt. Hier soll einst in späten Tagen ein neues Wahrzeichen zu kommenden Geschlechtern sprechen von deutschen Turnern, deren helle Heilrufe bei Waldlauf und Schnitzjagd in diesem Walde erklingen sind, deren frische Turn- und Wanderweisen bei Marsch und Rast ihren Sängern im Echo von den Zweigen zurückgeschallt sind, die schließlich zum Turnersprohssinn die Turnertreue zu fügen wußten und solche mit ihrem Herzblute besiegelten.

Auf den Warjower Höhen wehen nach berufenem Urteil die Lüfte reiner und erfrischender als irgendwo anderwärts in der näheren Umgebung Stettins, reiner noch, als in der vielgepriesenen und darum vielbesuchten Buchheide, über welcher bei westlichen und besonders bei nordwestlichen Winden die Dunstschwaden der Großstadt lagern. Der rüstige Stettiner Ausflügler kann ohne Schiff und Bahn auf stun-

denweiten Waldwegen durch die prächtigen Ederberger Forsten und die lauschigen Siebenbachmühlen das in Rede stehende Waldgebiet erreichen, um dort Lungen und Herz rein und gesund zu baden von Alltagsstaub und Alltagsorgen. Weit bequemer noch hat es der Norden Stettins und besonders unser vulfangeschwärztes Bredow. In einer guten Viertelstunde hat man das ländliche Warlow, von wo aus in einem Razensprunge der Wald zu gewinnen ist. Was Wunder, das sich von jeher der alte Turn- und Sportverein von 1861 in Stettin-Bredow dieses grüne Erdenflecken zu seinem Tummelplatze erkor! Dann kam der Krieg und rief auch die Turnerscharen von dannen zu anderem Beginnen. Heilruf und Lied verstummten auf Jahre, und als es endlich wieder Friede wurde und auch der T. S. B. 61 unter seinen Heimgekehrten Heerschau halten durfte, da fehlten sieben seiner Treuesten und Besten. Sie sollten unvergessen sein.

Wieder ging es, wie ehemals, hinaus zum Warsower Walde, und dort, in der Nähe der Waldschänke Seidels Ruh, entdeckten die Turnersleute den moosigen Rücken eines nordischen Findlingsriesen, der seinen harten Leib tief in den weichen pommerschen Heimatsand gebettet hatte. Mit liebendem Auge hatte diesen Fremdling schon lange vorher gar oft der Messenthiner Waldverein betrachtet und seinem Besitzer eine stattliche Summe geboten. Hat doch genannter Verein auch Heimatschutz und Pflege der Naturdenkmäler auf sein Panier geschrieben. Doch für Geld war der Stein nicht feil. Herr Seidel schenkte ihn dem Turn- und Sportverein von 1861, und der jetzige Besitzer der Waldschänke, Herr Dietrich, stiftete den Platz, auf welchem der Turner-Gedenkstein zur Aufstellung kommen konnte.

Ein geschäftiges Treiben hob jetzt in dem stillen Walde an. Mancher Stettiner Luftwandler hat im Laufe des Sommers an den sehnigen Turnergestalten und an ihrem rührigen Schaffen seine helle Freude gehabt und sich durch öfteren Besuch der Stätte von dem stetigen Fortschreiten der Arbeit überzeugt. Schippe und Spaten, Hebezeug und Schiebkarren, Sekwage und Maurerkelle wurden von Turnerhänden unablässig in Bewegung gesetzt, um das Gedächtnis der gefallenen Brüder würdig zu ehren. Zunächst galt es, den Findling bloßzulegen, welcher bei dieser Arbeit unter den Händen der dankbaren Turnersleute immer mehr in die Breite und Tiefe zu wachsen schien und sich schließlich mit dem stattlichen Gewicht von mehr als 4500 Kilogramm präsentierte. Nicht leicht war die Aufgabe, vor die sich die Vereinspioniere gestellt sahen, nämlich den beharrlichen Burschen aus seinem Lager an die Oberfläche zu bringen. Da wurde ein Wunder entdeckt, welches noch den Gelehrten ein Rätsel aufgibt. Mutter Natur hatte scheinbar, um das Hebewerk zu erleichtern, vorgearbeitet und durch ein uns unbekanntes Geschehnis mit einem glatten Riß, welcher jedem Steinmeh Ehre machen würde, den Block geteilt. So waren dem T. S. B. 61 zwei ideale Blätter eines Heldenbuches dargeboten worden, welches nur aufgeschlagen zu werden brauchte, um mit stählernem Griffel die sieben Turnernamen einzutragen. Dieser Gedanke ist dann auch zur pietätvollen Ausführung gelangt.

Am Sonntag, den 22. August, konnte der Turnerstein seiner Bestimmung übergeben werden. Eine schlichte, aber packende und eindrucksvolle Feier war es, umrahmt und durchwoben von stimmungsvollen Männerchören der Sängergabteilung des Vereins. Nach Gruß und Dank an die Erschienenen und alle Förderer der Sache durch Werkmeister Köpnaß ergriff Oberrealschul-Direktor Dr. Preußner, der wortgewaltige Turnersmann, das Wort zu einer Weiherede, die wie Herbststurm und Frühlingsbrausen zugleich über die fast tausendköpfige Hörerschaft in den spätsommerlichen Wald hinging. Bilder ließ der Sprecher erstehen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welche mit Schauern der Begeisterung, mit Wogen der Wehmut und mit Flammen der Hoffnung die Seelen durchrieselten und die mit verhaltenem Atem lauschende Menge in einen Bann schlugen, welcher erst wich, als auf Geheiß des Weiheredners die Hülle fiel. Da stand nun der Turnerstein in seiner schlichten Schöne, ein einzigartiges Wahrzeichen für Turner-

treue und Turnerdank. Auf einem in Zement gefügten Findlingssockel haben die beiden Steine nebeneinander unter einem stumpfen Winkel Aufstellung gefunden. Die Bruchflächen erheben sich über Reishöhe vom Erdboden und sind durch ein wuchtiges, in Kupfer getriebenes Scharnier miteinander verbunden. In Blockchrift zeigt die linke Fläche die Widmung, während die rechte die Namen der hier geehrten Gefallenen trägt. Das Mal hat seinen Platz in unmittelbarer Nähe jener Stelle gefunden, an welcher einst vor Jahrtausenden die zurückweichenden Gletscher der Eiszeit unseren nordischen Gast abgesetzt haben. Nichts ist an dem natürlichen Walddiyl geändert, kein einziger Baum ist gefällt worden. Gärtnerische Anpflanzungen, in den von der Natur gegebenen Rahmen sich schmückend einfügend, sollen im Herbst dieses Jahres das Werk zum Abschluß bringen. Ihre Ausführung hat in selbstloser Weise der „Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern“ übernommen; die vielerprobte und stets bewährte Meisterhand des Leiters seiner „Beratungsstelle für Kriegerehrung“, des Herrn Friedhofsdirektors Hannig, bürgt dafür, daß durch diesen Schmuß das Ganze zu krönender Vollendung gelangen wird.

Schönegge.

Herbsttage auf dem Pommerschen Höhenzuge.

Martin Keepel.

Ein regelmäßig einsetzender sonnengoldiger Herbst macht das Wandern auf der Pommerschen Seenplatte zu etwas unbeschreiblich Schönem. Freilich, das farbige Wunder seiner Schönheit wiederzugeben, möchte nur dem Maler gelingen. Unmöglich ist es, das zu beschreiben, was das Auge in sich hineintrinkt.

Durch abendliches Dunkel rattert unser Zug seinem Ziele zu. Alle Farben sind draußen erstorben, und die magere Beleuchtung auf den kleinen Haltestellen läßt die hinterpommersche Dunkelheit noch schwärzer erscheinen. Tempelburg! Ausgestiegen — und was nun? Sind wir denn, wohin wir wollten? „Die Botschaft hör' ich wohl, allein . . .“ Nicht weniger als 3 Kilometer liegt der Ort, ein Städtchen von 4500 Einwohnern, von der Bahn entfernt. Der Ratlos erbarmt sich ein Auto, das in schwachen Umrißen vor dem Bahnhof gerade noch sichtbar wurde. Was dahinter ist, ist ungewisseste Dunkelheit. Wir drücken uns in die vorrinslutlichte aller modernen Einrichtungen hinein und hüllen uns in das Schweigen eines spärlich beleuchteten und ungewissen Daseins. Die Gedanken wandern unwillkürlich heimwärts, zu elektrischen Lampen, glänzenden Schaufenstern . . . Dann hebt ein Inochenerschütterndes Rütteln an. Biegungen, mutmaßliche Biegungen der Straße geben sich im gründlichen Durchschütteln aller Mitreisenden kund. Jeder Stein auf der Straße scheint sich mit uns begrüßen zu wollen, und durch die fensterähnlichen Einrichtungen an den Wänden lugt die endlose Dunkelheit . . . Das dauert so eine halbe Stunde, dann flammen Lichter auf, Häuser werden sichtbar, Menschen . . . Wir haben unseren Einzug in Tempelburg gehalten und trösten uns mit dem Sprichwort: „Aller Anfang ist schwer“.

Am nächsten Morgen lacht die Sonne goldig ins Fenster hinein. Der Morgenwind schüttelt die braunen Blätter aus den licht gewordenen Kronen der Linden am Tempelburger Marktplatz. Ueber die rotbraunen Ziegeldächer der zweistöckigen kleinen Häuser hüben und drüben wölbt sich ein tiefblauer Herbsthimmel. Das ist Wanderwetter, wie wir es gebrauchen! Und nun hinaus!

Straßen auf und ab webt Kleinstadtzauber. Wie gemütllich doch die niedrigen Häuser sind! Hinter den kleinen Fensterscheiben blühen altmodische Topfpflanzen. Hin und wieder öffnet sich eine Haustür. Eine Magd mit dem Besen in der Hand blinzelt, geblendet von der Tageshelle, zur Nachbarschaft hinüber. Rufe stampfen mit Schellengeläute die Straße entlang zur Weide. —

Tempelburg ist im 13. Jahrhundert von Tempelrittern gegründet worden. Das Gebiet umher ist altes Grenzland zwischen Polen und Pommern und viel von Kämpfen heimgesucht worden. Die Stadt liegt recht seltsam auf einem

hohen Landrücken zwischen Zepplin- und Dragig-See. Jener hieß früher Czaplin und die Stadt Czaplinof, d. i. Reihenburg. Einige Schritte am Giebel der an einer Marktseite gelegenen Kirche entlang, und über dem sich senkenden Stadtteil blüht der Spiegel des Zepplinsees herüber. In der entgegengesetzten Richtung führen uns Querst Straßen sehr bald zum Dragigsee hinab. Er ist ein Grundmoränensee, d. h. in der stellenweise ganz bedeutenden Senke, die er einnimmt, hat sich das Grundwasser gesammelt und so den See gebildet. Ist er doch, wenn wir von den tief ins Land einschneidenden Buchten absehen, der tiefste See Norddeutschlands.

Wir stehen auf der Promenade am Secufer. Zur Rechten grüne Wiesenstreifen und ansteigende Gärten und die von der Höhe herabschauenden Häuser. Zur Linken treibt der frische Morgenwind die Wellen schäumend an den umbuschten Strand. Wenige Schritte weiter drängt sich ein bewaldeter Vorsprung des Ufers in den See vor. Hier liegt die Flut regungslos und blau da und spiegelt das Bild dunkler Erlen und schlanker Birken, die den steinigen Strand umfäumen, in reizvoller Weise wieder. Wunderbar, wie sich das hellgelbe Birkenlaub in den Kronen gegen den blauen Himmel abhebt! — Dann geht es durch den dichten Buchenwald mit seinen vom Laubwerk schön gerahmten Uferblicken. Noch schöner ist es hier am frühen Herbstabend, wenn am westlichen Himmel der Tag verglüht und der See zur flüssigen Glut wird, wenn die Nacht aus regungslosen Büschen und Bäumen stumm auf dieses Farbenwunder schaut. — Ein Stündchen einsamer Uferwanderung, und von einer Uferede trifft der Blick die hohe, schön bewaldete Halbinsel Königswerder. Rotbrauner Buchenwald leuchtet über die stillgewordene blaue Flut herüber, über der zwei weiße Möven ihr Spiel treiben.

Ein wunderbares Stückchen Erde ist Königswerder mit seiner Umgebung. Die Rückseite der bergigen Halbinsel wird vom Sarebensee bespült. Zwei schmale Landzungen verbinden sie mit dem festen Lande. Von der Chaussee gesehen, die, von Dramburg kommend, zur Höhe emporsteigt, erscheint der Sarebensee als ein tief in waldige Berge eingehängter Kessel, 70 Meter überragt von dem im Hintergrunde ansteigenden Berggelände. Steilufer mit mächtigen alten Kiefern beschatten ihn. Nur an einer Stelle wird der Ernst dieses Bildes gemildert, nämlich da, wo aus dem farbigen Laube der Obstgärten die weißen Häuser des Dorfes Alt-Draheim hervorleuchten. Es liegt auf der nördlichen niederen Landzunge zwischen den beiden Seen. Mit den durch geht die Chaussee nach Polzin. Dort an der schmalsten Stelle verbindet als kurzer Bachlauf die Drage Sareben- und Dragig-See. Sie kommt aus dem nördlich gelegenen Polziner Berglande, aus der Pommerschen Schweiz. Hier, fast rings von Wasser umgeben und auf künstlich aufgeschütteter Höhe, liegen die Reste der alten Starostenburg Draheim. Nur die ein großes Rechteck umschließenden Umfassungsmauern sind noch erhalten, von alten Bäumen überschattet und mit Buschwerk bewachsen. Eine Quermauer scheidet einen größeren und einen kleineren Burghof voneinander. In jenem erfüllt ein mähiges Kartoffeladerlein seines Daseins Pflichten. Hier hat die Wildnis ihre Stätte und sieht den Eindringling mit erstaunten Augen an. Noch im 18. Jahrhundert hatte Draheim eine Garnison, starb dann aber gewissermaßen eines unrühmlichen Todes, indem man die Burg niederriß und die Steine zum Bau einer Kirche verwandte. Jetzt wird, was noch vorhanden ist, erhalten. Bis zum Jahre 1657 war Draheim polnisch, dann kam es an Brandenburg.

Nach kurzer Rast im Wirtshause neben der Ruine statten wir der Halbinsel Königswerder unsern Besuch ab. Häuser säumen den Fahrweg, der am Rande der nördlich gelegenen Bucht zum Walde führt. Sie liegen an einem Wiesenabhang, der an dieser geschützten Stelle und von der hellen Morgensonne bestrahlt, im frühlingsfrohen Grün prangt. Diese Lebensfreude aber durchzittert es wie leise Wehmut: helles Birkenlaub und rote Kirschaumbblätter wirbeln von Zeit zu Zeit durch die Luft und suchen sich ihr Grab im grünen Grase. — Dann stehen wir am Waldrande

und freuen uns der Lieblichkeit des Ortes. Hier die stille Bucht mit ihrem lichten, farbigen Rahmen von Bäumen und Buschwerk; dort der Buchenwald mit ragenden Stämmen, dem Teppich des grünen Unterholzes und dem sonnen-durchleuchteten Gewölbe seiner Kronen, und drüben endlich, vom dunklen Waldrand begrenzt, eine felsbedeckte Woge Landes mit dem sich zur Höhe schlängelnden Wege. Im Grase an einem rieselnden Bächlein blühen Gänseblümchen mit weit aufgeschlagenen Blütenkelchen. Und das ist der Herbst? —

Durchs Uferdickicht führt ein Weg um den bewaldeten Teil der Halbinsel, ein anderer auf der Höhe des Steilabsturzes entlang. Er ist am schönsten; denn von Zeit zu Zeit blüht durchs Laubwerk zur Seite der Seespiegel auf. An einer Stelle ist im Schatten einer alten Eiche eine Rasenbank geschaffen. Ein von dunklen Tannen und im Sonnenlicht aufglühendem Buchenlaub gerahmter Durchblick zeigt den See zu unseren Füßen. Silberperlen streut die Herbstsonne darauf, und die leisen Wellen spielen damit, daß sie aufflammen und versinken. Ein Rauschen wie ein friedvolles, ruhiges Atmen geht durch die Kronen des Hochwaldes. Dann und wann raschelt wohl eine Maus im weissen Laub am Boden oder eine Meise zwitschert mit hellem Stimmchen im Geäst der Eiche. Sonst ist es so wunderbar einsam hier, so verloren, wie selten irgendwo. Kein Hauch der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit. Ja, es ist, als wenn die Natur noch einmal, ehe die trüben Tage kommen, aufjubeln wollte in Sonnenglanz und Farbenherrlichkeit. —

Der unbewaldete Teil der Halbinsel weist die flachwellige höchste Erhebung auf. In Terrassen senken sich dort die Felder zu einem Wiesengrunde abwärts. Der hohe Wald verdeckt zwar den Ausblick auf den Hauptteil des Dragigsees, aber seine Buchten leuchten wie flüssiges Silber im Sonnenlichte herauf, und mit seinem tiefen Blau gesellt sich der Sareben-See dazu. Dazwischen überall grüne, sanft geschwungene Hügel und Feldgehölze im buntesten Herbstschmuck. Wir aber steigen herab und wandern der Chaussee zu, die uns auf dem schnellsten Wege nach Tempelburg zurückführt. —

Wieder lockt der nächste Morgen mit Sonnenglanz zur Wanderschaft. Erfreute uns am Tage vorher die Weite des größten der hinterpommerschen Höhenzugsgewässer, soll uns diesmal unser Weg in die Enge führen.

Vom Zepplinsee nach Norden geht eine schmale, tiefe Rinne ins Land hinein. Sie beginnt mit dem Rühlingssee, an dem uns über kahles Geländer unser Landweg entlang leitet. Um uns her die flachwellige Grundmoränenlandschaft mit ihrem schweren Boden. Wie eine weite Hochebene dehnt sie sich nach allen Seiten, reizlos scheinbar, wenn uns nicht der See im Grunde zur Seite an allerlei Ueberraschungen gemahnte. Ein kühler Wind weht über die Hochfläche und läßt nur noch an geschützten Stellen das Gras fröhlich grünen. Was offen der Herbstkälte ausgesetzt ist und vom Sonnenbrande des Sommers abgetötet ward, das weckt auch Herbstfeuchtigkeit nicht wieder zum kurzen Leben. Starr und vertrocknet stehen die auch im Tode noch schönen Stauden der Silberdiestel (*Carlina vulgaris*) da, die bezeichnend sind für die trockenen Lehmbänke des Berggeländes. — Der Rühlingssee ist zu Ende. Schon glauben wir, den Waldrand drüben ebenen Weges zu erreichen, da erschließt sich plötzlich ein Blick in die Tiefe und auf einen lang hingestreckten See, der in der Ferne zwischen waldigen Bergen verschwindet. Wir haben einen der vielen „Dolgenseen“ des Höhenzuges vor uns, einen Flußtalsee der Eiszeit. Ueber den steinigen Strand ragen schöne Kieferngruppen empor. Birkenlaub mischt seine wehende Farbenfreude in das dunkle Grün. — Am Waldufer führt ein Weg entlang, von Sonnenlichtern umspinnen, vom Waldesrauschen überflungen, einsam, still. — An einer Stelle ist bei der Anlage des Weges ein riesiger Steinblock freigelegt worden. Zwei Meter mißt er nach allen Richtungen, ist also fast rundlich. Er besteht aus grobkörnigem Granit und hat unter der Verwitterung schon sehr gelitten. Im Volksmund heißt er Königsstein. In der Walpurgisnacht soll eine Prin-

jeſſin auf ihm ſitzen und ihres Erlösers harren. Auch im ſtillen Waſſer am Ufer wimmelt es von größeren und kleineren Geſteinsbrocken. —

An des Sees Ende ſchwingt ſich der Weg durch Buchenwald zur Höhe hinauf. Noch ein Stückchen empor zwiſchen Wald und grüner Saat! Ein Fußweg dann am Felddrain führt uns ins offene Land hinaus. Und nun wandert der Blick weit, weit in die Ferne. Unten im ſtillen Grunde ein rundlicher Landſee, die erſten Häuſer des Dörfchens Zicker, einzelne baumumſtandene Gehöfte und dahinter, kilometerweit wellenförmig anſteigend, von Feldſtreifen gemuldet, von mühselig emporſchleichenden Landwegen durchwandert, im Glanze der Herbitſonne aufleuchtend, der Abhang der höchſten Erhebung des Landrückens. Als wenig ausgezackte Linie hebt ſich ihr Rand vom Himmel ab. Mit bewaldeter Höhe guckt, aber nur als faſt verſchwindende Kuppe, der 211 Meter hohe Spitzberg herüber. Dort zieht der Kamm der Endmoräne entlang. Im Grunde aber floß zur Eiszeit ein breiter Schmelzwafferſtrom dahin, deſſen Verlauf durch den weiter rechtsliegenden Gr.-Kammerer See bezeichnet wird und in der Fortſetzung durch den Zickerſchen See, der gerade noch ſichtbar iſt, den Sareben- und den Dragigſee, deſſen weiter Spiegel in der Ferne verdämmt.

Und hier nun wollen wir unſere Wanderung beenden und Abſchied nehmen von den Höhen der Pommerſchen Seenplatte. Vielleicht ſchon morgen iſt es mit der Herrlichkeit des Herbitſ vorbei, ſchüttelt der Sturm den Buchenwald, daß er aufſtöhnt, erſtirbt der Glanz der Seen im Nebelgrau. Aber das Sonnengold, das wir in frohen Wanderſtunden in uns hineintranken, ſamt jenen Bildern ſtiller Schönheit, ſie werden als Erinnern in unſerer Seele fortleben, über manch einen Winter hinaus, als ein lieber Gruß vom Pommerſchen Höhenzug.

Alte und neue Stadtbaufunft.

Von Profeſſor Dr. A. C. Brinkmann (Karlsruhe).

Von den vielen Beziehungen zwiſchen alter und neuer Stadtbaufunft intereſſiert den Architekten unſerer Zeit am meiſten, wie die alte Stadtbaufunft für uns ein Vorbild künſtleriſchen Geſtaltens ſein kann. Wir haben nach dem Ueberſtürzen und zuſammenhangloſen Arbeiten der letzten Jahrzehnte einſehen gelernt, daß die Stadt ein lebendiges organiſches Gewächs iſt, in dem alt und neu nicht gegen einanderſtehen, ſondern das Neue die Fortſetzung und Entwicklung des Alten darſtellt. So müſſen wir das Alte erkennen, um das Neue zu geſtalten, um den Charakter der Stadt zu wahren. Dieſer Begriff von dem Stadtcharakter iſt neu, aber wir werden nur dann den Eindruck einer künſtleriſch einheitlichen Stadt zu geben vermögen, wenn wir ſolcher Erkenntnis folgend arbeiten. Ein weiterer Grund für eine Gegenüberſtellung alt und neuer Stadtbaufunft liegt darin, daß die große Reaktion um 1890 mit einem Hinweis auf die hiſtoriſchen Städte begann. Es war beſonders die mittelalterliche Stadt, die eine Fülle köſtlicher Motive dort darzubieten ſchien, wo wir faſt nüchtern und kunſtlos in unſeren Stadtplanungen geworden waren. Doch wurde hier aus unrichtiger Anſchauung heraus und weiter aus Nachläſſigkeit des Denkens der Fehler gemacht, daß man alte und neue Plätze, alte und neue Straßen als Beiſpiel und Gegenbeiſpiel gegen einanderſtellte. Denn dabei überſah man, daß es in der Aeſthetik eine absolute Schönheit ebensowenig gibt, wie in der Philoſophie eine absolute Wahrheit, daß ferner nie Vergangenheit für Gegenwärtiges Vorbild ſein kann, da ganz andere innerliche Ströme in dieſem kreifen. Schließlich — das iſt das Wichtigſte — iſt es nicht die beſtimmte Form, nach der die jüngere Generation verlangt, ſondern die Kraft ſchöpferiſcher Geſinnung.

Eine Parallele kann nur dann fruchtbar werden, wenn wir von der modernen Stadtbaufunft ausgehen. Was wollen wir? Was wollen vielleicht nur einige unter uns? Gibt es ähnliche Beſtreben früher? Welcher ſichtbarer Ausdruck

wurde ihnen verliehen? Können uns dieſe Geſtaltungen fördern? Damit wird das Verhältnis zwiſchen alter und neuer Stadtbaufunft verſhoben. Es iſt nicht mehr die Form, ſondern der Formprozeß, den wir, uns kräftigend, miterleben möchten. Wir finden Leute mit ähnlichen Problemen beſchäftigt, wie die ſind, die unſere Zeit bewegen, deren Miterleben und Neuburchdenken — uns fördert wie das Durchdenken vorbildlicher Arbeiten unſerer Zeitgenossen. Wir ſuchen den ſtadtbaufünſtleriſchen Geſtaltungsgesetzen heizukommen, die in jedem praktiſchen Fall und durch jeden Schaffenden neu in die Erſcheinung treten. Solche Betrachtungsweiſe der nun in Wahrheit lebendig werdenden früheren Leiſtungen bringt uns zu ihnen in doppeltes Verhältnis. Zunächst in ein kritiſches. Als Architekten mit beſtimmt gerichtetem Willen werden wir nicht alles, was frühere Zeit architektoniſch vollendet aufbaute, gleichmäßig bewerten. So werden wir das wundervolle Gewächs Nürnberg weiter lieben, doch kühler eingestehen: ſolch ſtadtbauliches Geſtalten liegt nicht auf unſerem Weg. Dieſe kritiſche Betrachtung mit Augen offen für unſere Zeit wird uns anderſeits auch Dinge zeigen, die aus ähnlichen künſtleriſchen Beſtrebungen wie die unſerer Zeit entſprungen ſind. Der Stadtplaner wird darin wie in Arbeiten ſeiner Zeitgenossen Gutes und Böſes finden. Böſes, das er beſſer macht, Gutes, das er ſich gewinnt, indem er es neu geſtaltet. Damit kommen wir zu einem auswählenden Verfahren. Doch es iſt ein Auswählen, das, weit entfernt von Stilmachung, als Tradition jeder künſtleriſchen Entwicklung innewohnt und ohne das auch die Leiſtungen eines Meſſel unerklärbar wären.

Wir bemerken heute das Beſtreben des Kleinwohnungsbaus, gleichmäßige Reihenhäuſer mit typiſchen Grundriſſen zu geben. Bedeutende Vorteile in der Bauausführung und Bewirtſchaftung entſpringen daraus, ihre Form iſt Ausdruck der Organisation und Geſchloſſenheit der arbeitenden Maſſen.

Dieſe Reihenhäuſer finden ſich faſt excluſiv in den jüngſten Siedlungen unſerer Industriegebiete. Wir ſehen uns in der Vergangenheit nach Ahnlichem um. Schon 1620 errichtete die Stadt Ulm, die in ihren Kleinwohnungsverhältniſſen auch heute vorbildlich iſt, eine Anzahl Kleinwohnungs-häuſer für die Stadtkolonen. Noch früher — 1519 — baute Fugger in Augsburg eine ganze Kolonie zweigeſchossiger Reihenhäuſer für ſeine Weber, die faſt vollſtändig erhalten iſt. Dieſe Uebereinstimmung führt zu einem Vergleich von Neuem und Altem. Die Grundriſſloſung iſt vollkommener geworden. In künſtleriſcher Hinſicht in der Behandlung von Flächen und Dach, in ihrer rhythmischen Gliederung durch Fenster und Türen, der ſachlichen Anordnung von Wohnhöfen und Wohnſtraßen bleiben die alten Schöpfungen auch heute vorbildlich.

Dieſes Streben nach Zuſammenschluß, nach Bildung großer Einheiten macht ſich auch beim Wohnhausbau bemerkbar. Man betrachte die Zerriſſenheit einer Blockwandung unſerer Städte, um die künſtleriſche Berechtigung eines ſolchen Wunſches zu verſtehen. Teile, immer nur einzelne Teile ſtehen zuſammenhanglos nebeneinander, der Blick ermüdet und wird ſtumpf für Beſſeres, für die monumentale Leiſtung. Wir finden nun eine gleiche Beſtrebung zur Geſtaltung eines einheitlichen Blocks überaus bezeichnend für das 18. Jahrhundert. Das köſtliche Beiſpiel in Deutschland bleibt die Theaterſtraße in Würzburg, nach den Angaben des großen Barock-Architekten Balthaſar Neumann angelegt. Wir finden in Frankfurt a. M. ein ganzes ſo geſtaltetes Quartier öſtlich von der alten Mainbrücke, in ſeiner ſelbſtverſtändlichen Bürgerlichkeit das Entzücken des modernen Architekten. Wir finden nach dieſen Geſichtspunkten angelegt ſogar die ganze Stadt Bath in England, die großartigſte Leiſtung alter Stadtbaufunft. Wenn nun Schmidt in Eſſen, Wolf in Schöneberg, Platz in Hamburg und viele andere Ähnliches erſtreben, läßt ſich fragen: Was erreichten die älteren Architekten mit dieſen einheitlichen Bildungen? Spielen wir ein ähnliches Instrument, ſo können wir auf die Klanggruppen früherer Zeit horchen.

Alle Wirkung in der Kunſt iſt relativ. Das Bedeutende wird geſteigert, wenn ihm kein Abbruch getan wird

und das Unwichtige sich unterordnet. Ruhige Straßenwände bilden den notwendigen Grund für bedeutende Bauten. Erst in solcher ruhigen Fügung leuchtet die monumentale Situation. Feinheiten, die uns heute noch unerreichbar scheinen, waren nach dieser Richtung Selbstverständlichkeiten alter Stadtbaukunst. Und diese Selbstverständlichkeiten wurden künstlerisch weiter durchgestaltet, die Gegensätze verstärkt, die Beziehungen gesteigert. Wird es uns möglich sein, einen solchen Marktplatz zu schaffen, wie ihn Ludwigsburg bei Stuttgart besitzt, gar nicht zu sprechen von den königlichen Plätzen des alten Frankreich? Führe ich diese an, so brauche ich mich doch kaum gegen den Vorwurf einer Entkarakterisierung unserer deutschen Städte zu wehren. Immer sind es nur die architektonischen Formgesetze, die wir beherrschen lernen wollen. Das ausgezeichnete Projekt eines Marktplatzes für Herne in Westfalen von Kurzreuther beweist, wie fruchtbar das Studium des Alten für modernstes Schaffen sein kann.

Vielleicht werden sich auch Dinge entdecken lassen, nach denen es uns dunkel drängt, die wir gleich dem Literaten aber einmal in voller Kraft durchleben müssen, um sie künstlerisch zu gestalten. Kunst im Stadtbau heißt: ein Verhältnis zwischen der Plastik der Baumassen und den Räumen von Straßen und Plätzen finden. Das architektonische Gefühl für Raum ist jung, in der Stadtbaukunst sehr jung. Jahrzehntelang haben unsere Technischen Hochschulen die Dressur auf die plastischen Formen betrieben. Und doch: ist Raum einmal stark empfunden, so erscheint er als Ziel und höchste Leistung der Baukunst. Auf seiner Macht beruht die Wirkung der italienischen Städte, vor allem Roms. Gewiß sind die sozialen Fragen, die wirtschaftlichen Untersuchungen, die hygienischen Forderungen für den Architekten überaus wichtige Vorbedingungen. Aber erst im räumlichen Gestalten wird er der Künstler, der uns über uns selbst hinaushebt. Hier erst gelangt der Drang nach Zusammenfassung zu Ergebnissen und setzt an Stelle unfruchtbarer Isolierungen beziehungsreiche Zusammenhänge. Die Menschen werden nicht glücklich, wenn sie nur praktisch bedient werden, darüber hinaus nicht auch in schöner Form. Raumgestaltung bleibt endlich das allerwichtigste Mittel, um unseren Städten Charakter zu geben.

Man denke an bekannte Städte. Nur bei wenigen spricht die Silhouette das ausschlaggebende Wort. Alle aber wirken durch die Formgebung und den Rhythmus ihrer Straßen und Plätze. Denn der Mensch wird, sich selbst bewegend, in diese räumlichen Gebilde hineingezwungen, ganz stark, stolz oder ernüchtert erlebt er sie. Raum ist nicht zu kopieren, er ist eine Kategorie des architektonischen Schaffens. Man muß ihn empfinden, um ihn gestalten zu können.

Wir sind alle davon überzeugt, daß die bedeutende Wirkung von Raumverhältnissen für monumentale Anlagen, sei es ein Festhaus oder eine Platzgruppe, ausschlaggebend ist. Und doch sind unsere Leistungen nicht hoch. Ganz anders die alte Stadtbaukunst. In der Erfüllung solcher Forderungen schauf sie ihr Bestes, hier kann man sich ganz erfüllen mit Gestaltungsdrang. Das schon erwähnte Bath, zum größten Teil nach den Plänen Woods seit 1725 erbaut, ist noch jetzt vorbildlich in der Anlage von Verkehrsradialen und der Einfügung von Wohnquartieren, mächtig in der Wirkung seiner Plätze und prachtvoll in der zusammenhängenden Gruppierung seines Crescents, weiter halbkreisförmiger Plätze in einheitlicher architektonischer Durchbildung, die sich von den Bergen herab gegen grüne Flächen und die tiefliegende Stadt öffnen.

Neben ausgedehnten Parallelbestrebungen und der gesteigerten Einsicht in die Arten architektonischen Schaffens lassen sich eine Fülle von Einzelerkenntnissen gewinnen. Wie können Bäume wirksam verteilt werden? Wie läßt sich eine Straßenverbindung bei verschiedener Flächenhöhe erreichen? Wie fügt sich eine monumentale Anlage in einen Block ein? Wie läßt sich ein Grünplatz als Perspektive und doch als Spielplatz in sich abgeschlossen geben?

Immer aber gibt uns der Gesichtspunkt als das höchste zu erkennen, daß etwas gemacht werden soll, nicht wie es gemacht werden kann. Wir stellen uns immer noch zu wenig Aufgaben.

Ueberaus wichtig bleibt solche Betrachtungsweise für die Erziehung des jungen Architekten. Gerade alte Stadtbaukunst vermag ihn am besten in eine Systematik der architektonischen Probleme einzuführen, die dann auch auf andere Leistungen der Vergangenheit ausdehnbar ist. Die Entwicklung der jungen Gestaltungskraft dürfte durch eine solche Betrachtungsweise mehr gefördert werden als durch die Art, wie heute noch vielfach alte Kunst an technischen Hochschulen gelehrt wird.

Unerläßlich bleibt das Erlebnis alter Stadtbaukunst für einen wichtigen Zweig der heutigen Baukunst, die Denkmalspflege. Auch diese kommt nach und nach dazu, über das einzelne hinaus den großen Zusammenhang erkennen zu wollen. Der städtische Denkmalspfleger soll die Instrumente sämtlich beherrschen und überdies durch liebevolles Versenken in den Charakter der Stadt eindringen. Leicht ist das nicht. Es ist bekannt, wie höllisch man in Berlin gegen die Königsstadt gewütet hat und wie man sich immer noch nicht recht um sie kümmert.

Der städtische Denkmalspfleger hat aber nicht nur zu erhalten, sondern in Rücksicht auf Alles das weitere Schaffen zu beeinflussen. Das hat bereits Gurlitt auf dem Denkmalspflegetag vor Jahren ausgesprochen. Es wird darum nötig sein, daß der städtische Denkmalspfleger beratend beim neuen Bebauungsplan der Stadt hinzugezogen wird. Von ihm selbst aber wäre so weitgehendes Verständnis für modernen Stadtbau zu verlangen, daß er selbst anregend wirken kann. Es ließe sich eine Art Zentralstelle für Stadtbau denken, die die Verbindung von Hoch- und Tiefbauamt bilden würde. Größere Städte mit historisch wertvollen Baubeständen sollten die Errichtung solcher Stellen durchaus antreiben.

(Aus der Dürer-Bundes-Korrespondenz.)

Altpommersche Trinkfitten.

Georg Biecke †.

Von unsern germanischen Altvordern berichten die Dichter und Geschichtsschreiber, daß sie „immer noch eins tranken“. Aber an die wendischen Pommern reichten sie doch noch lange nicht heran. Heute noch staunt man über die Ez- und Trinklust der biedereren Pommern, und unwillkürlich fällt einem das verbreitete Sprichwort ein: „Ein richtiger pommerscher Magen kann Eisen und Kiesel vertragen!“ Was mögen da die Väter früherer Jahrhunderte geleistet haben! Ein bedeutender Geschichtsschreiber des 16. Säkulums berichtet von seinen Zeitgenossen, die Pommern seien sehr gastfrei, in Essen, im Trinken und Saufen aber Arges. „Denn es ist von jeher aus eine schentliche Gewohnheit im Land gewest mit dem Bullentrinken, und je mehr einer das hat pflegen thonen, je besser er bey den Lewten ist angenehm gewest. Daher manigerley Art und grobe Pussen des Bullentrinkens seint hergekomen.“ Einige der „groben Pussen“ oder Trinkfitten seien hier mitgeteilt. Zur Eröffnung der Feier wurde ein „Kleeblein“ genommen; das waren drei nicht ganz kleine Kloggläser, die der Gast schnell aufeinander leeren mußte. Mancher fügte dem Kleeblatt noch einen kräftigen „Stenglyn“ hinzu. Während des Mahles wurde gern der Fuchs „geslefft“. Der Hausherr brachte eine dickbäuchige Kanne mit Bier, Wein oder Brantwein an den Tisch, nippte daran und reichte sie mit einem kurzen, derben Sprüchlein dem Nachbar; dieser gab sie nach kurzem Gebrauch weiter. Der letzte Gast mußte ohne Rücksicht auf die Menge des Stoffes den Rest schlürfen, die Kanne wieder füllen und für die neue Runde „antrinken“. Somit erhielt der vorletzte Trinker den Schlußtrunk u. s. f.

Daß nach dieser Prozedur so manchem schließlich das Gesicht fuchsröt anlief, läßt sich denken. Waren während des Gelages zwei erhitzte Jecher in Streit geraten, so wurde

zur Versöhnung die „Parlenka“ angewendet; jeder der beiden Gegner erhielt eine gefüllte Schüssel, rief dem andern den Trinkspruch zu und stürzte das Gefäß hinunter bis auf einen kleinen Rest, der dem Kontrahenten ins Gesicht gegossen wurde, wofür als Dank und Erwiderung ein Schlag mit der Schüssel auf den Kopf folgte. Erreichte die Fidelitas ihren Gipfel, so erboten sich einige ganz trinkfeste Männer, zum Ergötzen der übrigen „zu Wasser zu reiten“. In die fernste Ecke des Zimmers wurde eine Schale mit dem Tafelgetränk gestellt. Einer, der einen andern durch Zutritt zum Ritt aufgefordert hatte, mußte diesen, „auf allen Vieren kriechend“, zur Schüssel tragen, die Schale leertrinken und dann wieder kriechend zum Platz zurückkehren. Beliebte bei den Trinnern waren außerdem noch „Kurlemurlepuff“, die „Slanglin“, der „blanke Has“ und andere feine Trinkgebäude.

Hermann Ploetz.

Unter den Männern, die zurzeit im geistigen Leben Stettins stehen, ist wohl einer der bekanntesten Hermann Ploetz. Er wirkte bereits vor etwa einem Jahrzehnt durch seine Aufsätze über Kunst — ich denke besonders an die, in denen er die Nachbildungen der Dohrn'schen Sammlung dem Verständnis nahe zu bringen suchte — auf weite Kreise aufklärend und belehrend. Mit feinem Verständnis vertiefte er sich in die alte und neue Kunst und ging darauf aus, sich und anderen die Lösung vieler Fragen zu erarbeiten. So ist er auch jetzt noch, wie es scheint, in etwas beschränktem Umfange den Stettinern ein Führer durch manche Kunstausstellung und gibt immer wieder gewiß manchem Besucher eine gerne angenommene Anregung zum Sehen und Verstehen. Daß er selbst mit offenen Augen in die Welt schaut und ein Verständnis für die Regungen des Geistes und Gemütes hat, das wissen wir lange, haben es auch aus gar manchem Gedichte, das er veröffentlichte, gemerkt. Denn Ploetz ist nicht nur ein Nachempfinder in der bildenden Kunst, sondern auch ein Dichter, der selbst empfindet und seinen Empfindungen guten Ausdruck zu geben versteht. In den verschiedenen Sammlungen pommerscher Dichtungen, die in der neueren Zeit erschienen, ist er vertreten; auch der „Kunstwart“ brachte vor wenigen Monaten einige Gedichte von ihm. Dies hat wohl dazu geführt, daß Arno Holz und Ferdinand von Sienkiewicz es ihm ermöglichten, einen Band Gedichte herauszugeben unter dem schönen Titel „Wein und Brot“ (München, Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey). Man fragt vielleicht jetzt: Was sollen wir in der harten Gegenwart mit Gedichten, die nicht unmittelbar auf unsere Nöte und Hoffnungen eingehen? Gewiß, Ploetz behandelt nicht in seinen Liedern die gegenwärtigen Zustände, sondern er spricht zumeist allgemein menschliche, immer gültige und wirksame Gedanken aus, aber gerade das macht uns seine Gabe besonders willkommen. Wir wollen aus dem verwirrenden Getriebe der Welt doch immer wieder flüchten in das Reich des Geistes und Gemütes, in das die unruhigen Bewegungen des Alltages nicht ohne weiteres hineinbrausen. Doch nicht weltfremd und unberührt von den Ereignissen steht der Dichter auf den sonnigen Höhen, nein, sein empfindsames Herz zittert mit, und dies Bangen, Klagen und Hoffen klingt in seinen Liedern hier und da durch. Er singt vom Elternhause und schöpft aus der dankbaren Erinnerung immerfort neue Kraft, er dankt der Jugend und der Heimat. Gerade der Heimatsinn, den Ploetz schon so oft befundet hat, tritt in diesen Gedichten schön her-

vor, der Natur und dem eigenen Heime gehört seine Liebe, ja selbst der Großstadt weiß er Sinniges und Poetisches abzugewinnen. So sind gar manche seiner Gedichte wohl geeignet, den Gedanken des Heimatschutzes und der Heimatspflege zu vertiefen. Handelt es sich doch dabei nicht vor allem um eine äußerliche Betätigung irgendwelcher Art, sondern um die rechte Gesinnung, um das Herz, das für die Heimat schlägt. Das ist bei Ploetz der Fall, und deshalb weisen wir auch hier gerne auf seine Sammlung hin, die nach Form und Inhalt jedem Leser Genuß und Freude bereiten und ihn über die Schwere der Gegenwart hinwegbringen kann und wird. Das „Brot“ und der „Wein“, den der Dichter bietet, sind edle Gaben.

M. W.

Volksunterhaltung.

Ein Geschichtenerzähler bei Volksfesten. Die Gemeinde Besenhorst a. d. Elbe hat auf Anregung des Volksbildungsausschusses kürzlich ein Volksfest veranstaltet, das von der üblichen Form solcher Feste vorteilhaft abwich. Turnerische und sportliche Vorführungen, Reigentänze, Gesangsvorträge, gutes Konzert und alte Kinderspiele wurden geboten; es gab keine Karussells, Luftschaukeln, keine Schaubuden und Verkaufsbuden. Dagegen hat ein Geschichtenerzähler mit großem Erfolg für eine viel bessere Unterhaltung der Festteilnehmer gesorgt. Ganz zwanglos sammelte er Kindergruppen um sich oder Gruppen von Erwachsenen, bald hier, bald dort auf dem Platze, immer da, wo zufällig Kinder oder Erwachsene zusammen waren, und erzählte ihnen Märchen und Geschichten, plattdeutsche und hochdeutsche, ernste und lustige. Im Programm stand davon nichts. Die Sache ist geglückt. Es war ein Versuch, den Festbesuchern ein Gefühl davon zu geben, wie echt und schön Volkskunst ist und wieviel mehr sie erfreuen kann, als all der Kummelspaß, der unsere Volksfeste veranstaltet und trotz aller Aufdringlichkeit Körper und Seele doch leer läßt. Es gehört freilich einer dazu, der erzählen kann. In Besenhorst muß man wohl solch eine Seltenheit zur Verfügung gehabt haben, denn der Erzähler wurde bald da und dort verlangt und hatte schnell seinen Kreis, wenn er sich dann ins Gras setzte und zu sprechen anfang.

Aus der Bundesarbeit.

Folgende Eingabe erging seitens des Deutschen Bundes Heimatschutz:

An den Herrn Reichspostminister

Berlin.

Zu den Maßnahmen auf dem Gebiet der Reklame, die durch die Reichspostverwaltung getroffen werden sollen bzw. bereits im Gang begriffen sind, erlaubt sich der Deutsche Bund Heimatschutz ehrerbietigst folgendes zum Ausdruck zu bringen:

Die Landesvereine für Heimatschutz, insbesondere in den Bundesstaaten Bayern, Württemberg, Baden und Sachsen haben bei uns und teilweise auch bei der Reichspostverwaltung dringende Vorstellungen erhoben, daß, abgesehen von einer möglichst maßvollen Reklame der Post im allgemeinen, die Außenflächen der Postgebäude und der Postwagen, die Briefkästen und die Telegraphenstangen in der Landschaft von jeglicher Reklame freigehalten werden möchten. Auch unser Bund hegt die Befürchtung, daß eine derartige Ausdehnung des Reklamewesens, veranlaßt durch die Reichsbehörde, namentlich in den von unseren Landesvereinen hervorgehobenen Beziehungen, mannigfache Ge-

fahren zur Beeinträchtigung des Landschafts- und Ortsbildes heraufbeschwören möchte.

Wenn aus dringend gebotenen wirtschaftlichen Erwägungen gleichwohl die ursprünglichen Absichten zur Durchführung kommen, haben wir nach den Erörterungen des zuständigen Herrn Referenten im Reichsministerium mit dem Bundes-Geschäftsführer die bestimmte Hoffnung, daß das Reichspostministerium in allen Fällen sich von den gegebenen Geboten des Geschmacks und der Rücksicht auf das Orts- und Landschaftsbild wird leiten lassen und sich dabei gerechtfertigten Wünschen aus den berufenen Kreisen der Kunstler-schaft und der Heimatpflege nicht verschließen wird.

Wir gestatten uns in Anbetracht der außerordentlichen Bedeutung der Angelegenheit, unsere Bitten noch einmal schriftlich dahingehend zum Ausdruck zu bringen:

1. Der Herr Reichskunstwart möchte zu allen grundsätzlichen Maßnahmen und auch zur Beratung wichtiger Einzelfälle hinzugezogen werden.

2. Die Postverwaltungen der einzelnen Länder und Provinzen möchten zum Meinungsaustausch grundlegender Art und bei Sonderfällen mit den Leitern der Landesvereine für Heimatschutz ins Benehmen treten. Eine Liste der Heimatschutzvereine liegt bei.

3. Die Bundeszentrale möchte als Vertreterin dieser Landesvereine neben den Vertretern der Kunst und der Reklame (Verein der Plakatsfreunde usw.) zu einschlägigen Besprechungen der Reichspostverwaltung hinzugezogen werden.

Der Bund hat mit Genugtuung gehört, daß z. B. Reklame an den Telegraphenstangen nur in bescheidenen Ausmaßen (20×25 Zentimeter unter vollkommener Ausschaltung von Auslegern) und auch nur dann in Aussicht genommen wird, wenn das Landschaftsbild dadurch nicht gestört wird. Ferner, daß eine Außenreklame an den Postgebäuden unter Anhörung der Postbaubeamten nur an geeigneten Baulichkeiten und an diesen wieder mit solcher Zurückhaltung vorgenommen werden soll, daß keine Verunzierung des Haus- und Straßenbildes entstehen kann. Es wird aber darüber hinaus eine Reihe anderer Erwägungen geben, durch die die Reichspostverwaltung, wenn sie einmal von Reklame glaubt nicht absehen zu dürfen, das Reklamewesen kulturell geradezu heben könnte. Dieser Gesichtspunkt läßt uns als letzte Bitte aussprechen:

4. Die R.-P.-B. möchte auf die Reklameinteressenten im Einvernehmen mit den vorgenannten berufenen Stellen dahin wirken und möchte ihre eigenen Unternehmungen auf diesem Gebiete so organisieren, daß alle einschlägigen unerläßlichen Maßnahmen zu einer Hebung der deutschen Kultur beitragen.

Aus der pommerschen Heimatschutzarbeit.

1. Moorschutz.

Wie uns die Regierung, Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten zu Stralsund unter dem 25. 8. 20 mitteilt, wird das zur Domäne Mannhagen im Kreise Grimmen gehörige Hochmoor in einer Größe von 30 Hektar bis auf weiteres als Naturdenkmal erhalten bleiben. Im übrigen verweisen wir auf unsere diesbezüglichen früheren Mitteilungen.

Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Reepel, Turnerstr. 61.
Druck: Pommersche Reichspost, Druckerei-

2. Unsere Lichtbilderei.

Die außerordentlich gestiegenen Preise für photographische Rohstoffe wie die wenig sachgemäße Behandlung unserer Lichtbilder seitens der Entleiher, die dauernd Reparaturen nötig macht, zwingen uns, die Leihpreise für unsere Lichtbilder vom 1. Oktober ab zu erhöhen. Wir geben fortan die Lichtbilderfolge zu einer Leihgebühr von 10 Mk. für Nichtmitglieder und zu 5 Mark für Mitglieder ab. Wir glauben aber trotzdem, allen Freunden der Sammlung nach wie vor ein ebenso billiges wie wertvolles heimatkundliches Anschauungsmaterial zur Verfügung zu stellen. Anfragen sind zu richten an: Mittelschullehrer Richter, Stettin, Friedrichstraße 16.

Neue Bücher.

1. Noch ein Pommern-Kalender.

Neben dem Kalender des Engl. Prekerverbandes erscheint dieses Jahr wieder, und wie er zum zweiten Male, der Pommern-Kalender des Stettiner Verkehrsvereins. Auch ihn begrüßen wir um seines reichen heimatkundlichen Inhaltes willen. Wir wollen ihn kurz andeuten: Professor Dr. Semrau-Greifswald berichtet über den Croy-Teppich der Universität Greifswald. Conrad Maß bringt eine Novelle: „De Hamsteri“. Paul Robien schreibt aus der pommerschen Vogelwelt. Dr. Niezler würdigt einen pomm. Komponisten usw. Dazu kommen Gedichte und Bilder heimischer Künstler in reicher Fülle und äußerlich eine gediegene Aufmachung. Der Preis wird 5 M betragen. — Wenn wir nun beide Kalender, den des Prekerverbandes, der stets bereitwillig auch für unsere Bestrebungen eingetreten ist, und den des Verkehrsvereins, nebeneinander nennen, so soll damit angedeutet werden, daß beide recht eigentlich keine Rivalen zu sein brauchen. Unseren Mitgliedern und Freunden empfehlen wir die Anschaffung beider, umsomehr, als der Prekerverbands-Kalender jedenfalls billiger ausfallen wird, also die Gesamtausgabe keine große zu sein braucht. Im übrigen aber wird sich jeder seinen Leserkreis suchen, der eine mehr die Leser im schlichten Gewande, der andere das literarisch gebildete Publikum. Daß beiden etwas Gutes zu wünschen ist, wer wills verneinen. Und hier bietet es sich. Darum Glück auf zu beiden!
Reepel.

2. Ein neues Buch über Heimatpflege.

Im Verlage B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, ist als 756. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ ein Band über „Heimatpflege (Denkmalpflege und Heimatschutz), ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung“ erschienen, das wir als Einführung in die Heimatpflege allen Freunden unserer Arbeit dringend empfehlen können. Es behandelt in seinem ersten Teile die Aufgaben der Heimatpflege, und zwar im besonderen: I. Denkmalpflege. A. Kulturdenkmalpflege. B. Naturdenkmalpflege. II. Landschaftspflege. A. Die Elemente der Landschaft. B. Die Verbindung der Elemente zur Landschaft. C. Die Landschaft und das Bauwerk. D. Landschaft und Reklame. III. Pflege des Volkstums. A. Die Volkspersönlichkeit. B. Heimatdichtung und Musik. C. Kunstgewerbe, Bauernkunst und Friedhofkunst. D. Volksbräuche und Feste. E. Volkstrachten. — Des weiteren werden Mittel, Organisation und Recht der Heimatpflege erörtert. — Das Buch dürfte als Nachschlagewerk für alle in der Heimatschutzarbeit Stehenden ein wertvolles Hilfsmittel und bei Vorträgen in Verbindung mit unsern Lichtbildern unentbehrlich sein. — Der Verlag stellt uns bei Bezug von mehreren Exemplaren Ausnahmepreise. So kann das Buch beim Bezuge von 10 Stück zu 6,50 M abgegeben werden. Wir bitten, Bestellungen an unsere Geschäftsstelle möglichst umgehend zu richten! (Stettin, Turnerstraße 61.) R.

Verlag: Verband pomm. landw. Genossenschaften, e. V., Stettin.
und Verlagsgesellschaft m. b. H., in Stettin.